

Vorwort

Man schreibt seine eigenen Betrachtungen nachlässig hin, man läßt sie drucken, bei den verschiedenen Korrekturen werden einem dann nach und nach eine Menge guter Einfälle kommen. Faßt darum Mut, ihr, die ihr euch noch nicht erküht habt, etwas drucken zu lassen, auch Druckfehler sind nicht zu verachten, und mit Hilfe von Druckfehlern witzig zu werden, darf als eine rechtschaffene Art gelten, wie man es wird.
[Sören Kierkegaard]¹

Es scheint in der Natur des Begehrens zu liegen, dass es sein eigenes Projekt sabotiert und entweder gar nicht, oder lediglich auf Umwegen an sein Ziel gelangt. Die Beobachtung, dass auch dem Schreiben ein spezifisches Begehren zugrunde liegt, das sich gerade da abzeichnet, wo literarische Projekte ‚ausufern‘ und sich an der Grenze des sowohl für den Autor als auch für den Leser Bewältigbaren bewegen, hat im Vorfeld diese Arbeit bestimmt. Über die Leküre von Autoren, deren Texte von einem exzessiven Begehren getragen werden – Mallarmé, Proust, Joyce, Musil, Bachmann, Arno Schmidt, David Foster Wallace, Mark Z. Danielewski, u. a. –, wurde mein Interesse immer mehr auf die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Begehren, dem Schreiben, dem Scheitern am Schreiben und der diese Elemente fassenden Lebenspraxis gelenkt.

Schließlich bin ich bei Roland Barthes auf den Begriff des *désir d'écrire* gestoßen. Man trifft überall in seinen Texten auf seine Auseinandersetzung mit dem erotischen Verhältnis zur Sprache und zum Schreiben. In den letzten Lebensjahren nimmt diese Beschäftigung eine fast drängende und zunehmend die eigene Lebenspraxis affizierende Orientierung an. Roland Barthes letzte Vorlesung am Collège de France trug den Titel *Die Vorbereitung des Romans* und hatte zum Thema das „Schreibenwollen“ = Haltung, Trieb, Begehren, ich weiß es nicht: wenig erforscht, schlecht definiert, schwer einzuordnen². Dass dieser universitären Vorlesung ein Wandel in der Lebenspraxis und zwar Barthes Austritt aus der akademischen Lehre und der Eintritt in das eigene Romanprojekt, Arbeitstitel *Vita Nova*, hätte folgen sollen, wird klar, wenn man das Vor-

¹ Sören Kierkegaard. *Entweder-Oder*. Üs. v. Heinrich Fauteck, hg. v. Hermann Diem u. Walter Rest unter Mitwirkung v. Niels Thulstrup u. der Kopenhagener Kierkegaard-Gesellschaft. München: DTV, 1988, Bd. 1, 28.

² Roland Barthes. *Die Vorbereitung des Romans*. Vorlesung am Collège de France 1978-1979 u. 1979-1980. Hg. v. Éric Marty, üs. v. Horst Brühmann. FfM: Suhrkamp, 2008, 39.

lesungsskript im Zusammenhang mit seinen letzten und posthum veröffentlichten Texten liest. Die Ironie des Schicksals, die Barthes Wandel vom theoretischen Denker zum literarischen Schreiber verhindert hat (– Barthes kam gerade vom Collège und wurde von einem Auto überfahren –), schien mir dabei als bekanntes Symptom auf: Das Schreibbegehren war auch im Fall Barthes verknüpft mit einer nunmehr definitiven Unmöglichkeit in das begehrte Schreiben zu kommen. Mein Interesse konzentrierte sich im Folgenden zunehmend auf die Offenlegung der Struktur dieses verrückten Begehrens, das sich an der Nahtstelle zwischen Leben und Schreiben abspielte, und autodestruktive wie unproduktive Effekte hervorrief.

Aber auch diese Arbeit ist der Sabotage durch das eigene Schreibbegehren nicht entgangen. Was hier vorliegt, ist nicht der Text, der dasjenige Schreibbegehren verwirklicht und fixiert, das vor fünf Jahren das Dissertationsprojekt motiviert hat. Die Arbeit, wie sie damals ausgedacht, geträumt und phantasiert wurde, hätte zum Ziel gehabt, ein exemplarisches Register von Texten zu geben, die von dem Begehren, zu schreiben, handeln und dabei über sich hinausweisen auf eine anders mögliche, parallele Daseinsform ihrer selbst. Gleichzeitig hätte von den Verfassern dieser nur in Stücken in die Wirklichkeit gehobenen Texte die Rede sein müssen, von ihrer Schreibpraxis und ihrer auf das Schreiben bezogenen Lebensweise. Dieses geträumte Buch wäre eine kompakte, über die Epochen und Gattungen hinweg setzende *Phänomenologie des Schreibbegehrens* geworden. Was die Sprache dieser nun nicht zustande gekommenen Arbeit angeht, hätte sie sich einer reduktiven und an gängige geisteswissenschaftliche Diskurse angepassten Begrifflichkeit entzogen.

Mit der verhinderten Verwirklichung seines ursprünglichen Projektes ist die vorliegende Arbeit über das Schreibbegehren selbst ein *Fall von Schreibbegehren* geworden, an dem sich die verschiedenen Phasen, die Verschiebungsprozesse und Symptome sowie die sogartige Bewegung des Begehrens abzeichnen. Insofern wird empfohlen diesen Text mit doppeltem Blick zu lesen: zum einen unter dem Fokus des Themas, zum anderen aber als Fallstudie des Schreibbegehrens selbst.

(i) Die thematische Lektüre wird den Leser nach einer Einführung in das grundlegende Begriffsinstrumentarium zu der Frage nach der Verflechtung der philosophischen Begehrens- und Triblehre mit dem Gedanken schöpferischer Tätigkeit als spezifisch menschlichem Wesensmerkmal führen, das anhand von

fünf Begriffspersonen – Platon, Aristoteles, Hegel, Heidegger, Lacan – eingegrenzt wird.

Diese ersten beiden Abschnitte bereiten die textanalytischen Teile der Arbeit vor, zu denen dann in einem Zwischenschritt übergegangen wird. Dieser Übergang soll gleichzeitig die Stelle sein, an der der Begehrensbegriff unter dem Aspekt ‚Schreiben‘ in einen Lebensbegriff, das heißt in die Idee von *skripturaler Existenz* umspringt. Nach der Vorbereitung eines skripturalen Lebensbegriffes mit Sloterdijk, Flusser, Agamben und Foucault wird im Spiegel von Ausrissen aus Schreibbegehrenstexten – Sollers, Bove, Rilke, Duras, Bachmann – der *écrivain désirant* als Bruch von empirischem Autor und Textsubjekt erfasst, der sich in Topoi wie Ort, Körper und Schreibpraxis innerhalb des Begehrenstextes konstituiert.

Daran schließt der genuin textanalytische letzte Teil, in dem der im Schreibbegehren begehrte Text – das *écrit désiré* – anhand von Schreibbegehrenstexten, deren Auswahl sich zeitlich auf das 20./21. Jahrhundert und sprachräumlich auf deutsche, englische und französische Literatur begrenzt, untersucht wird. Der Fokus liegt hier auf der textuellen und szenischen Struktur des Schreibbegehrens sowie auf der in das jeweilige Schreibphantasma eingetragenen Poetik des Schreibens.

Dabei findet eine Zweiteilung statt. Zunächst wird anhand von drei Autoren – Proust, Gide, Musil – unter dem Leitgedanken einer *dynamischen Biographie* von Schreibbegehrenstexten die Rede sein, die von dem Gedanken geleitet sind, das empirische Leben des Autors in ein *Werk* zu übertragen. Schließlich werden unter dem Stichwort *Zoögraphie* mit Woolfs *Waves*, den Arbeiten der koreanischen Künstlerin Theresa Hak Kyung Cha und Peter Waterhouse Buch (*Krieg und Welt*) Schreibbegehrenstexte in den Blick kommen, die geleitet sind vom Begehren nach einem intransitiv gedachten, von Werk und Autorsubjekt losgelöstem *écriture*.

(ii) Die Fall-Lektüre dieser Arbeit wird den Leser durch einen Textprozess führen, in dem sich unterschiedliche Stimmen kreuzen. Der begriffsbestimmende Abschnitt sowie das Kapitel *Poietische Begehrenssysteme* stehen ihrem Gegenstand mit Abstand gegenüber. Sowie die *Passage* zu den begehrenden Textsubjekten und ihren Begehrenstexten gemacht wird, verändert sich der Ton und Bild des Textes. Am Drehpunkt der Arbeit, an dem ein skripturaler Lebensbegriff eröffnet und zunächst auf die Figur des *écrivain désirant* angewandt wird, springt der Computertext in ein ungeglättetes Typoskript um. Die

Konventionen des institutionellen theoretischen Diskurses werden für einige Seiten verlassen.

Dieses experimentelle Inlay folgt nicht nur dem Sog des Schreibbegehrens selbst, sondern auch dem Programm der *literarischen Wende*³, die seit geraumer Zeit für die Geisteswissenschaften gefordert wird – und das nicht erst seit ihrer Verschlagwortung im Rahmen dekonstruktivistischer Denkansätze⁴. Eine radikal fortgeführte Deterritorialisierung⁵ des Schreibens, das hieße die Auflösung der Geste der *thèse*, ist hier nicht sinnvoll. Von einer solchen Auflösung wurde abgesehen, weil das Schreibbegehren dieser Arbeit einschließt, auch gehört zu werden.⁶ Somit wird im Lauf der Textanalysen des letzten Kapitels dieser Arbeit, das die sogenannten *dynamisch biographischen* und *zoëgraphischen* Schreibbegehrenstexte betrachtet, der theoretische Atem wieder eingeholt, ohne die Infekte zu kaschieren, die der Ton des Textes sich unterdessen zugezogen hat.

³ Vgl. Hans Hauge. „De la Grammatologie und die literarische Wende“. In: Hans Ulrich Gumbrecht u. K. Ludwig Pfeiffer (Hg.). *Schrift*. München: Fink, 1993, 319-336.

⁴ Ein historischer Referenzpunkt für transgressive Schreib- und Denkkonzepte ist Novalis. Er verlangt nach der „Kunst unsern Willen total zu realisieren. Wir müssen den Körper wie die Seele in unsre Gewalt bekommen. Der Körper ist das Werkzeug zur Bildung und Modifikation der Welt —. Wir müssen also unsern Körper zum allfähigen Organ auszubilden suchen. Modifikation unsers Werkzeugs ist Modifikation der Welt.“. In: ders. *Fragmente I*. Hg. v. Ewald Wasmuth. Heidelberg: Verlag Lambert Schneider, 1957, Fragment 1684, 446. Exemplarisch für die Dekonstruktion: Jacques Derrida. *De la grammatologie*. Paris: Éditions de Minuit, 1967.

⁵ Vgl. zum Konzept der Deterritorialisierung: Gilles Deleuze & Félix Guattari. *Capitalisme et schizophrénie. Mille plateaux*. Paris: Éditions de Minuit, 1980.

⁶ Eine Einstellung, die derjenigen von Luce Irigaray zu diesem Thema folgt: „Un des moyens de communication de la pensée, en cette fin du XX^e siècle, c’est l’écriture alphabétique. Donc je l’utilise pour communiquer même si je pense que ce moyen représente une limite dans ce que j’ai à dire, notamment en tant que femme.“ Dies. „Écrire en tant que femme“. In: dies. *Je, tu, nous. Pour une culture de différence*. Paris: Grasset, 1990, 35-44, hier: 63. Vgl. ebenfalls die Einstellung von Hélène Cixous in: dies. *Die unendliche Zirkulation des Begehrens. Weiblichkeit und Schrift*. Üs. v. Eva Meyer u. Jutta Kranz. Berlin: Merve, 1977, 36: „Nun ich glaube, daß das, was die Frauen zu machen haben werden und das, was sie machen von dem Augenblick an, wo sie es wagen werden zu sagen, was sie zu sagen haben, daß das notwendigerweise eine Umarbeitung des Bezugs zur Metasprache mit sich bringen wird. Denn ich denke, daß wir total erdrückt sind und zwar besonders an solchen Orten, wie Universitäten, durch die superverdrängenden Wirkungen, wie sie von der Metasprache herrühren, d. h. vom Kommentar des Kommentars, von der Kodifizierung, so daß eine Frau, sobald sie den Mund aufmacht, gefragt wird – und zwar mehr als ein Mann – in wessen Namen sie spricht, von welcher Theorie sie ausgeht; wer ihr Meister ist und wo sie herkommt; kurz: sie hat zu deklinieren... ihre Identität nachzuweisen.“

Erster Teil: Einführung und Begriffe

... Vieux désir (te revoilà périodique souffleur) de tout reconstruire en matériaux purs: rien que d'éléments définis, rien que de contacts et de contours dessinés, rien que de formes conquises et pas de vague.
[Paul Valéry]⁷

Schreibbegehren, hier in die Worte von Valérys *Monsieur Teste* gefasst, entwickelt sich als selbstreflexiver und selbstdarstellender Diskurs der abendländischen Literatur fast zeitgleich mit deren Entstehung. Schon Platon erklärt, besser als menschliche Kinder zu zeugen sei es, sich um die skripturale Progenitur zu kümmern.⁸ Diese Bemerkung findet sich eingelassen in die Konzeption eines erkenntnisgeleiteten *Eros zur Idee*, der sich an ‚ewigen Wahrheiten‘ orientiert. Parallel zur Eröffnung einer Philosophie der Lüste und Wollungen, die von der Vernunft nobilitiert werden, zeichnet sich in der Literatur ein *Eros zum Buch* ab, ein Schreibbegehren, das sich in totalen Schreibprojekten verwirklichen will und Poetiken des Absoluten verfolgt.

Im Spiegel der Zeiten durchläuft dieses Begehren nach einem erschöpfenden Aufschreiben der Welt Ursprungsmythen, spirituelle und religiöse Texte, es verfolgt die enzyklopädischen Unternehmen des 18. und 19. Jahrhundert in deren aufklärerischem Bestreben, „praktisch das gesamte Wissen der Menschheit zu sammeln und in acht Text- sowie in zwei Bildbänden darzustellen“⁹, genauso wie die romantische Sehnsucht nach einer Universalpoesie, die in

⁷ Paul Valéry. *Monsieur Teste*. Paris: Gallimard, 1946, 66.

⁸ Platon. *Symposion*. Im Weiteren: Symp. In: ders. *Werke in acht Bänden*. Griechisch und Deutsch. Üs. v. Friedrich Schleiermacher. Hg. v. Gunther Eigler. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2011, Bd. 3, 210-293, hier: [Symp 209c-d]: „καὶ πᾶς ἂν δέξατο ἑαυτῷ τοιοῦτους παῖδας μᾶλλον γεγονέναι ἢ τοὺς ἀνθρώπινους, καὶ εἰς Ὅμηρον ἀποβλέψας καὶ Ἡσίοδον καὶ τοὺς ἄλλους ποιητὰς τοὺς ἀγαθοὺς ζῆλῶν“. Alle Platon-Zitate erfolgen unter Nennung der jeweiligen Werk-Sigle und des Zeilenschlüssels in eckigen Klammern. Das griechische Original ist angegeben, sofern von Bedeutung.

⁹ Gerd Zill in: *Diderots Enzyklopädie. Die Bildtafeln (1762-1777)*. Üs. u. bearb. v. Gerd Zill. München: Südwest-Verlag, 1979, Bd. I, 2.

einem „lebendige[n], wissenschaftliche[n] Organon“¹⁰ verwirklicht werden sollte und so eklektische Felder berührt wie „Phys[ikalische] Philosophie“¹¹, „Mus[ikalische] Mathemat[ik]“¹² und „Chemische Musik“¹³, und erreicht simultan mit dem französischen Symbolismus seinen Zenit, von dessen Höhe aus Mallarmé predigt: „tout au monde existe, pour aboutir à un livre“¹⁴.

Die Literatur trachtet danach – nimmt man ihre glühende Verfolgungsjagd ernst – sich die Welt einzuverleiben und bestätigt in dieser Mission ihre alte Feindschaft mit der Wirklichkeit.¹⁵ Die Profanität und Kontingenz der Sinnenwelt ist auszulöschen und in eine totale Lesbarkeit zu übertragen, in welcher der untergehende Denker elegant die Oberhand über seinen eigenen Untergang gewönne. Und obwohl der *Mythos vom absoluten Buch* sogar die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse des 20. Jahrhunderts ausgehalten hat und sich darauf verstand, Entropie, Heisenbergsche Unschärferelation wie Brownsche Bewegung in sein System zu inkorporieren und somit die Öffnung eines vormals geschlossenen Kosmos spielerisch zu verhandeln¹⁶, so begleitet doch seit langem eine andere begehrlche Stimme das Schreiben der Menschen als diejenige, die die Wahrheit und geordnete Welt des Werkes preist.

Das *andere* Schreibbegehren verliert seinen Sinn und Zweck aus den Augen, es heftet sich an den gegenwärtigen Moment seiner Tätigkeit und sehnt sich danach, vollständig in einem unmittelbaren Schreiben aufzugehen: „écrire d'une façon intransitive“¹⁷. Auch diese Tendenz des poetischen Diskurses lässt sich bis zu Platon und dem *daimonischem Eros* zurückverfolgen und legt es – ähnlich der *poésie pure* – darauf an, sich vom metaphysischen Wahrheitsdiskurs abzulösen. Hier jedoch nicht mit dem Ergebnis, sich in einer

¹⁰ Novalis. „Brief an Friedrich Wilhelm Schlegel v. 7. November 1789“. In: ders. *Schriften*. Hg. v. Paul Kluckhohn u. Richard Samuel. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1983, Bd. IV, 263.

¹¹ Ders. „Das Allgemeine Brouillon – Materialien zur Enzyklopädistik 1789/99“. In: ders. *Schriften*. AaO., Bd. III, 242-478, hier: 254, Nr. 79.

¹² Ebd., 330, Nr. 547.

¹³ Ebd., 430, Nr. 826.

¹⁴ Stéphane Mallarmé. *Écrits sur le Livre*. Hg. v. Henri Meschonnic. Alençon: Éditions de l'Éclat, 1986, 131.

¹⁵ Vgl. Hans Blumenberg. *Die Lesbarkeit der Welt*. FfM: Suhrkamp, 1981, 17: „Zwischen den Büchern und der Wirklichkeit ist eine alte Feindschaft gesetzt.“

¹⁶ Vgl. Umberto Eco. *L'opera aperta*. Mailand: Bompiani, 1989.

¹⁷ Roland Barthes. „Écrire, verbe intransitif?“ (1970). *Œuvres Complètes*. Im Weiteren: OC. Hg. v. Éric Marty, Paris: Gallimard, 1994, Bd. II, 973-980.

„intransitivité radicale“¹⁸ zu verschalen und sich auf die elysischen Felder einer von allem referentiellen Gewicht befreiten Sprache zurückzuziehen, sondern es ist verbunden mit einer Affirmation der materiellen und praktischen Aspekte des poetischen Begehrens. Diese Begehrensliteratur kehrt zu dem Körper zurück, von dem ihr Sprechen ausgeht, ohne deswegen eine Autorität [z. B. Autor, Werk] instand zu setzen. Sie nähert sich damit dem Feld einer *offenen Epistemologie*¹⁹, auf dem die Idee des Schreibens anhand von Figurationen der Körperlichkeit als Konvergenzpunkte von Schreiben und Leben zurückverfolgt und theoretisiert werden kann.

¹⁸ Michel Foucault. *Les mots et les choses*. Paris: 1966, 313.

¹⁹ Vgl. Hans Ulrich Gumbrecht u. K. Ludwig Pfeiffer (Hg.). *Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie*. FfM: 1991. Sowie Hans Ulrich Gumbrecht. „Schrift als epistemologischer Grenzverlauf“. In: ders. u. K. Ludwig Pfeiffer (Hg.). *Schrift*. München: Fink, 1993, 379-390.

I. Schreiben

1. Für einen Schreibbegriff

Schreiben heißt [...] an einer Oberfläche zu kratzen.

[Vilém Flusser]²⁰

écrire quelquechose – écrire absolument

Seit dem 19. Jahrhundert haben sich in der literarischen und theoretischen Selbstreflexion der Literatur zwei grundlegende Bedeutungen des Infinitivs ‚schreiben‘ herauskristallisiert. Einerseits kann damit ‚etwas schreiben‘ gemeint sein – in diesem Fall gerät mit dem Schreibakt auch ein Schreibobjekt oder Produkt in den Blick –, andererseits findet man das Wort zuweilen intransitiv gebraucht, *écrire absolument*²¹. ‚Schreiben‘/,*écrire*²² wird hier zur enigmatischen Parole einer Handlung, die ohne Präzisierung des in ihr handelnden Subjekts und ohne den Horizont eines Handlungsziels in einer ontologischen Schweben verbleibt. Mit Foucault lässt sich die Autonomisierung des Wortes ‚schreiben‘ seit der Romantik auf einen Abtrennungsprozess des literarischen Diskurses vom Diskurs der Ideen zurückführen:

[...] la littérature se distingue de plus en plus du discours d'idées, et s'enferme dans une intransitivité radicale; elle se détache de toutes les valeurs qui pouvaient à l'âge classique la faire circuler [...] et elle fait naître dans son propre espace tout ce qui peut en assurer la dénégation ludique [...] elle n'a plus alors qu'à se recourber dans un perpétuel retour sur soi, comme si son discours ne pouvait avoir pour contenu que de dire sa propre forme: elle s'adresse à soi comme subjectivité écrivante, ou elle cherche à ressaisir, dans le mouvement qui la fait naître, l'essence de toute littérature; et ainsi tous ses fils convergent vers la pointe la plus fine —, vers le simple acte d'écrire.²³

²⁰ Vilém Flusser. „Die Geste des Schreibens“. In: *Gesten*. FfM: Fischer, 1997, 32-40, hier: 32.

²¹ Vgl. Barthes. „Écrire, verbe intransitif?“ (1970). In: ders. OC II. AaO., 973-980, hier: 978. Vgl. auch die Diskussion dieses Textes in: *The Structuralist Controversy. The Languages of Criticism and the Sciences of Man*. Hg. v. Richard Macksey u. Eugenio Donato. Baltimore/London: JHU Press, 1970, 145-156.

²² Insofern der in dieser Arbeit entwickelte Schreibbegriff maßgeblich von französischen Theoretikern und Texten beeinflusst worden ist, wird teilweise mit den französischen Termini gearbeitet. *Écrire* ist das theoriefähigere Wort für Schreiben.

²³ Foucault. *Les mots et les choses*. AaO., 313.

Das Intransitiv *écrire* avanciert auf der Grundlage seiner dekontextualisierenden Platzhalterstruktur²⁴ zur neuen Formel auf einem Feld, das sich zwischen dekonstruktivistischer Theoriebildung und epistemologischer Forschung eröffnet.

écriture

Im Zuge der Betonung der strukturellen Aspekte und Konstellationsgefüge innerhalb der Trias von Autor, Text und dem sie in Beziehung setzenden Handlungselement ‚Schreiben‘ taucht ein Supplementbegriff auf, der alle drei Aspekte ineinander verfugt und mit dem die Ablösung von metaphysischen und empirischen Konzepten zu gelingen scheint: *l'écriture*. Aber auch hier setzen sich die Ambivalenzen des verbalen Schreibbegriffes fort. *Écriture* kann auf zwei Ebenen verstanden werden:

- (i) auf metaphorischer Ebene, als von seiner Materialität losgelöste, abstrakte Schrift,
- (ii) auf der physischen Ebene und in Betonung des manuellen Akts, aus dem die Schrift hervorgeht. Verwiesen wird hier auf die *Geste des Schreibens*²⁵ sowie die damit einhergehende Affizierung des schreibenden Subjekts²⁶. Synonym wird manchmal *Schreibung/scriptio* verwendet. Hieran lassen sich in zweierlei Sinn produktiv-materielle Aspekte andocken: Erstens ist *écriture* auch das Moment, das den Text oder die poetische Sprache produziert, zweitens ist *écriture* gleichzeitig sein eigenes Produkt, sein *écrit*.

skripturale Existenz

In dieser Arbeit beschäftige ich mich mit beiden Ebenen von *écrire* bzw. *écriture*, wobei gerade die Wende von einem metaphorischen zu einem physischen Verständnis von Schreiben in den Blick kommen wird. Wo sich das

²⁴ Einerseits hat ‚schreiben‘ im Intransitiv kein Referenzobjekt und kein fixes Aussagesubjekt, andererseits enthält es implizit den Aufruf zur Kontextualisierung: Als Handlung kann schreiben nicht im leeren Raum geschehen. Es wirkt insofern deiktisch und weist auf ein Handlungssubjekt hin, auch wenn dieses im Unbestimmten verbleibt.

²⁵ Vgl. Flusser. „Die Geste des Schreibens“. In: ders. *Gesten*. AaO., sowie diese Arbeit 169ff.

²⁶ Zur Verbindung von Schreiben und Genießen in den ‚Schreibaffekten‘ *angoisse – jouissance; peur – plaisir* vgl. Julia Kristeva. *Desire in language*. New York: Columbia University Press, 1980. Roland Barthes. *Le plaisir du texte* (1973) in: ders. OC II. AaO., 1493-1532 u. „Variations sur l'écriture“ (1973, nicht publiziert), ebd., 1535-1574.

schreibende Subjekt wieder in der Hinwendung zu seinem Körper und einer schreibenden Praxis entwirft, lassen sich neue Lesarten für den Begriff ‚Schreiben‘ finden. Instrumente für eine solche Lektüre, die weder in die Subjekt-Objekt-Relation des sein Werk schreibenden Autors zurückfallen noch den Solipsismus einer von jeglicher Empirie gekappten Sprache feiern, finden sich konzeptualisiert im Denken der *écriture féminine* [Cixous, Deleuze, Duras, Irigaray, Kristeva], in der körperbezogenen Idee vom Schreiben als *Geste* [Agamben, Flusser], in der Rekontextualisierung des Schreibens als *Inskription* [Khushf] und *Tätowierung* [Sloterdijk] sowie in der poetisch-theoretischen Annäherung an das Schreiben als einer *nomadischen Affirmation* [Blanchot, Deleuze]. Entlang dieser Autoren wird ‚schreiben‘ allmählich die Bedeutung von *skriptural existieren* annehmen.

parler – écrire

C'est à la fois se taire et parler. Écrire.
[Marguerite Duras]²⁷

In der Wiederannäherung des Schreibens an den schreibenden Körper kommt es zu einer Verwirrung der Verben ‚schreiben‘ und ‚sprechen‘.

Auf der einen Seite meint schreiben gerade nicht sprechen. Barthes sieht einen ontologischen Unterschied in den zwei Ausdrucksweisen und verortet ‚sprechen‘ auf dem Feld des Hörens und Sagens, dagegen ‚schreiben‘ auf dem visuellen Feld und dem der gestischen Spur.²⁸ Das Ereignis des Sprechens ist im Schreiben zum Zeichen geworden.²⁹ Das Schreiben anstelle des Sprechens zu wählen, scheint mit der Abgeschnittenheit des Subjekts von seiner *parole*

²⁷ Marguerite Duras. *C'est tout*. Paris: P.O.L., 1999, 14.

²⁸ Barthes. „Variations sur l'écriture“. In: ders. OC II. AaO., 1535-1574, hier: 1543: „[...] la différence en quelque sorte ontologique de ces deux communications [... :] la face a eu son langage (celui de l'audition et de la locution), la main a eu le sien (celui de la vision et du tracé gestuel) [...] Bien que notre écriture soit multifonctionnelle, elle reste coupée de notre parole, et par la structure (lexique, syntaxe) et par l'usage social: nous possédons bien deux langues“.

²⁹ Vgl. Georg P. Khushf. „Die Rolle des ‚Buchstabens‘ in der Geschichte des Abendlands und im Christentum“. In: Gumbrecht u. Pfeiffer (Hg.). *Schrift*. AaO., 21-33, hier: 23: „Im Schreiben ist das Wort nicht mehr Ereignis. Es wird zur materialen Veräußerlichung einer Selbstbeziehung, die in der imaginativen Vergegenwärtigung der Anrede eröffnet wird. Ereignis wird Zeichen, Zeichen für die Überbrückung des Unüberbrückbaren. Der Eingriff löst sich vom Fluß des Wirklichen und gewinnt Eigenständigkeit. Er formt nicht mehr Existenz; der Text selbst wird zum geformten Dasein.“

verbunden zu sein. Die Absperrung von der Möglichkeit zu mündlicher Äußerung kann einerseits von außen kommen (Repression, Verbot, Entmündigung, Abwesenheit eines Gegenübers³⁰) oder sie kann von innen her motiviert sein (das zu Sagende lässt sich nur im Medium der Schrift ausdrücken³¹). Dass die beiden Praktiken des Sagens sich nicht gegenseitig austauschen lassen, begründet sich aus der *Interdependenz von technischer Medialität und Semiose*³². Die Inhalte von Zeichenvorgängen hängen von der Form ihrer Zeichen ab, „wenn du schreibst, schreibst du niemals das, was du mündlich gesagt hättest.“³³

Trotz dieser betonten ontologischen Differenz der zwei Weisen des Sagens wird in Schreibebegehrenstexten ‚schreiben‘ oft synonym mit ‚sprechen‘ verwandt. Ein paradigmatischer Fall für eine solche Substitution findet sich in Hofmannsthals *Chandos*-Brief:

Ich wollte die Fabeln und mythischen Erzählungen [...] aufschließen als die Hieroglyphen einer geheimen unerschöpflichen Weisheit [...]. Ich entsinne mich dieses Planes. Es lag ihm, ich weiß nicht welche, sinnliche und geistige Lust zu Grunde: wie der gehetzte Hirsch ins Wasser, sehnte ich mich hinein in diese nackten, glänzenden Leiber, in diese Sirenen und Dryaden, diesen Narcissus und Proteus, Perseus und Actäon: verschwinden wollte ich in ihnen und aus ihnen heraus mit Zungen reden. Ich wollte. Ich wollte noch vielerlei.³⁴

Das (verfehlte) Begehren in dieser Passage dreht sich zwar offensichtlich um schriftstellerische Projekte, die aber über eine Metapher der Mündlichkeit – *mit*

³⁰ Vgl. z.B. Cixous. *Die unendliche Zirkulation des Begehrens*. AaO., 49: „Zunächst gibt es eine riesige Differenz zwischen dem gesprochenen Wort und dem Schreiben. Viele [...] sprechen nicht, sondern schreiben. Wenn sie nicht sprechen, so deshalb, weil sie niemanden haben; wie du siehst, ist es ihre Einsamkeit, wegen der sie nicht sprechen.“

³¹ Hier geht es im Wesentlichen um die ‚Wissbegierde‘ des Schreibens und um die Beziehung der schreibenden Praxis zu einem Unbekannten. Vgl. Maurice Blanchot. *L'entretien infini*. Paris: Gallimard, 1969, exempl. 391: „La coupure exigée par l'écriture est coupure avec la pensée quand celle-ci se donne pour proximité immédiate, et coupure avec toute expérience *empirique* du monde. En ce sens, écrire est aussi rupture avec toute conscience présente, étant toujours déjà engagé dans l'expérience du non-manifeste ou de l'inconnu (entendu au neutre).“ Vgl. auch Marguerite Duras. *Écrire*. Paris: Gallimard, 1993, 65: „Si on savait quelque chose de ce qu'on va écrire, avant de le faire, avant d'écrire, on n'écrirait jamais. Ce ne serait pas la peine.“

³² Gumbrecht in: ders. u. Pfeiffer. *Schrift*. AaO., 11.

³³ Cixous. *Die unendliche Zirkulation des Begehrens*. AaO., 50.

³⁴ Hugo von Hofmannsthal. „Ein Brief“. In: *Der Brief des Lord Chandos*. Hg. v. Mathias Meyer. Stuttgart: Reclam, 2000, 46-59, hier: 48.

Zungen reden – ausgedrückt werden. Im Hintergrund von Chandos Schreibbegehren zeichnet sich die existenzielle Suche nach einer möglichen Sprache überhaupt ab. Diese mögliche Sprache wird gerade im Gegensatz zum Schriftzeichen und in der Nähe zum *stummen* Ding, zum Lebewesen, zum Körper gedacht.³⁵

Gerade wo das Schreibbegehren sich vom *Œuvre*-Gedanken entfernt und das Schreibphantasma sich als ein absoluter Horizont entwirft, wird es über eine korporale Bildlichkeit vermittelt, innerhalb der ‚schreiben‘ sich wieder in ‚sprechen‘ umwendet. Das Schriftzeichen wird zum bedeutungsoffenen Signifikanten des Köpers, zum *Atem*:

Je ne « voulais » pas écrire. Comment aurais-je pu le « vouloir » ? [...] « Écrire » me saisissait, m’agrippait, du côté du diaphragme, entre le ventre et la poitrine, un souffle dilatait mes poumons et je cessais de respirer. J’étais soudain remplie par une turbulence qui m’essoufflait et m’inspirait des actes fous. « Écris. » Quand je dis qu’« écrire » me prenait, ce n’était pas une phrase qui venait me séduire, il n’y avait rien d’écrit justement, pas de lettre, pas de ligne. Mais au creux de la chair l’attaque. [...] ce qui veut s’écouler, c’est du souffle.³⁶

oder zur *Stimme*:

Plutôt que de prendre la parole, J’aurais voulu être enveloppé par elle, et porté bien au-delà de tout commencement possible. J’aurais aimé m’apercevoir qu’au moment de parler une voix sans nom me précédait depuis longtemps: il m’aurait suffi alors d’enchaîner, de poursuivre la phrase, de me loger, sans qu’on y prenne bien garde, dans ses interstices, comme si elle m’avait fait signe en se tenant, un instant, en suspens.³⁷

³⁵ Ebd., 59. Der Brief schließt mit der Jenseitsphantasie einer „Sprache, in welcher die stummen Dinge zu mir sprechen und in welcher ich mich vielleicht einst vor einem unbekanntem Richter verantworten werde.“ Christian Moser hat die Paradoxie eines solchen am konkreten Körper ausgerichteten *begrifflichen* Begehrens anhand von Kleists Briefwechsel festgestellt: „Warum etwa ist das Verlangen Kleists darauf gerichtet, den wirklichen Gegenstand mit den Sinnen zu begreifen? Wie ist es möglich, daß die bloße Wahrnehmung die Stelle des begrifflichen Vermögens usurpiert? [...] Vollkommene Bestimmtheit und individuelle Unterschiedenheit, so scheint Kleist zu insinuierten, werden paradoxerweise nur durch die Vermittlung körperlicher Anwesenheit und sinnlicher Wahrnehmung begreifbar. [...] Kleist] begehrt den anderen zu begreifen. Ausgerechnet der Körper soll diese moralische Erkenntnis vermitteln.“ vgl. Christian Moser. *Verfehlte Gefühle. Wissen – Begehren – Darstellen bei Kleist und Rousseau*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 1993, vor allem: 1-28, hier: 8.

³⁶ Hélène Cixous. „La Venue à l’Écriture“. In: *Entre l’Écriture*. Paris: des femmes, 1986, 9-69, hier: 17ff.

³⁷ Michel Foucault. *L’ordre du discours*. Leçon inaugurale au Collège de France prononcée le 2 décembre 1970. Paris: Gallimard, 1971. Auch wenn diese Vorlesung mündlich vorgetragen wurde,

Wenn in dieser Weise der Begriff ‚schreiben‘ wieder in die Mündlichkeit zurückwandert, so wird damit nicht angezeigt, dass das Schreibbegehren sich in ein Begehren, zu sprechen, verwandelt, sondern dass das Schreibbegehren eine besondere Beziehung zum Unbekannten annimmt.³⁸

Schreibszene/Schreiben als Selbsttechnik

Da, wo selbstreflexives Schreiben ein *metaphysisches Begehren*³⁹ zum Hintergrund hat – innerhalb dem die Fokussierung auf ein konkretes Schreibobjekt verfällt und die absolute Ebene von Schreiben betreten wird –, bindet es sich an seine praktische Materialität zurück. An die Stelle der Verknüpfung mit dem Werkgedanken treten dann im Schreibbegriff die Implikationen seines Performativs. In jüngerer Zeit hat sich für Schreiben in diesem Sinne der Begriff der *Schreibszene*⁴⁰ [Campe] etabliert.

Sie [‚écriture‘ und ‚écriture‘] können sich offenbar einmal auf die Schrift als eine Instanz der Sprache im Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit beziehen, implizieren aber immer auch eine Praktik, ein Repertoire von Gesten und Vorkehrungen. Diese fundamentale sprachlich-gestische Beziehung wird im folgenden durch ‚die Schreibszene, Schreiben‘ bezeichnet.⁴¹

Autographische Indexe wie das Datum, der Schreibakt und die Schriftstruktur, also die semantischen Gehalte von Schreibgeste und Schreibtechnik sowie deren Selbstanzeige im Text bzw. in der Textur, kommen hier in den Blick.

so liegt dem Vortrag doch ein geschriebener Text zugrunde. Deswegen kann die historische Mündlichkeit dieses Textes hier vernachlässigt werden.

³⁸ Blanchot nennt ein solches auf das Unbekannte gerichtete Begehren *désir métaphysique*. Vgl. Blanchot. *L'entretien infini*. AaO., 76: „Le désir qu'on peut appeler métaphysique est désir de ce qui ne nous manque pas, désir qui ne peut être satisfait et ne désire pas s'unir avec le désiré: il désire cela dont celui qui désire n'a nullement besoin, qui ne lui fait pas défaut et qu'il ne désire pas atteindre, étant le désir même de ce qui doit lui rester inaccessible et étranger – désir de l'autre entant qu'autre, désir austère, désintéressé, sans satisfaction, sans nostalgie, sans retour.“

³⁹ Vgl. vorhergehende Fußnote.

⁴⁰ Rüdiger Campe. „Die Schreibszene, Schreiben“. In: Gumbrecht u. Pfeiffer (Hg.). *Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie*. AaO., 759-772. Mit diesem Begriff schließt Campe an folgende Texte an: Jacques Derrida. *De la grammatologie*. Paris: Éditions de Minuit, 1967. André Leroi-Gourhan. *Le geste et la parole*. Paris: Albin Michel, 1972. Rudolph Gasché. „The Scene of Writing“. In: *Glyph 1*. Baltimore/London: John Hopkins University Press, 1977, 150-171.

⁴¹ Ebd., 759.

Dabei wird ‚schreiben‘ automatisch zu einer Messgröße in einem existenzanalytischen und ethischen Diskurs:

Auffällig ist, daß der Versuch einer Beschreibung der Schreib-Szene hier sogleich weit auf Zusammenhänge des sogenannten Lebens und der sogenannten Gesellschaft ausgreifen muß. [...] Das Schreiben ist hier eine Reproduktion, die die Reproduktionen der Wörter und des Lebens unmittelbar zusammenschließt, ohne also aus der Symbolordnung, dem Kontext oder Rahmen, der Wiederholungen herauszutreten. [...] Und weil die Schreibszene ganz in die Symbolordnung der Wiederholungen eingehüllt ist, kann umgekehrt die Ordnung des Symbolischen hier auch die Zusammenschließung darstellen.⁴²

subjectivité écrivante

Die Tatsache, dass sowohl der Schreibakt als auch die Schrift als dessen materielles Produkt Auswirkungen auf die Prozesse innerhalb gesellschaftlicher Systeme hat, bildet den Kernpunkt von Foucaults Abarbeitung am Schreibbegriff. Dabei ergibt sich jedoch eine Ambivalenz im Foucaultschen Denken: Zum einen wird ‚schreiben‘ als eine anonyme Operation begriffen, die bestimmte politische Effekte hat und innerhalb der das agierende Subjekt lediglich in seiner diskursiven Funktion eine Rolle spielt.⁴³ Das empirische Subjekt wird also ausgeschlossen. Andererseits zeugt Foucaults Auseinandersetzung mit dem Handlungsbereich Schreiben – vor allem in den ganz frühen und späten Texten⁴⁴ – von einem Versuch, das schreibende empirische Subjekt durch „die Spuren seiner Abwesenheit“⁴⁵ zu erschließen und in einer anhand der Formen der Selbstthematizierungen entwickelten Ethik und Ästhetik der Existenz zu verorten.

⁴² Ebd., 768.

⁴³ Vgl. Michel Foucault. „Qu’est-ce-qu’un auteur?“ (1969). In: ders. *Dits et écrits*. Bd. I: 1954-1975. Hg. v. Daniel Defert u. François Ewald. Paris: Gallimard, 2001, 817-849.

⁴⁴ Vgl. Foucault für das Frühwerk: „Le langage à l’infini“ (1963). In: ders. *Dits et écrits* I. AaO., 278-288. „La folie, l’absence d’œuvre“ (1964), ebd., 440-448. „La pensée du dehors“ (1966), ebd., 546-567. Für das Spätwerk vor allem: *Histoire de la sexualité*. Bd. 3: *Le souci de soi*. Paris: Gallimard, 1984.

⁴⁵ Giorgio Agamben. „Der Autor als Geste“. In: ders. *Profanierungen*. Üs. v. Marianne Schneider. FfM: Suhrkamp, 2005, 57-69, hier: 61.

2. Dreistufiges Schreibmodell für Schreibbegehrenstexte

1. Stufe

2. Stufe

3. Stufe

<i>écriture brute</i> Fötales/Neutrales Schreiben <i>zoë</i>	<i>écriture imaginée</i> Nicht-(materialisiertes)- Schreiben <i>bios</i>	<i>écrit du désir</i> Schreiben des Begehrenstextes <i>dynamis</i>
--	---	--

Für eine textanalytische Betrachtung des Schreibbegehrens brauchen wir ein Schreibmodell auf drei verschiedenen Ebenen,

- (i) für ein Schreiben, das einen materiellen, geschriebenen Text produziert: den *écrit du désir*,
- (ii) für ein noch nicht materialisiertes Schreiben, das sich und seinen Text imaginiert: die *écriture imaginée*,
- (iii) für die Idee eines primitiven, nicht-reflexiven Schreibens: die *écriture brute*.

Das Schema von drei vital-skripturalen Stufen ermöglicht es, Schreibbegehrenstexte in ihrem Bruch zwischen Anthropotechnik und Literatur zu betrachten. *Écrits du désir* sind fliehende Texte, die strukturelle, semantische Leerstellen enthalten, in denen sie eine unverwirklichte Seinspotenz ihrer selbst anzeigen. Das Spiel zwischen aktueller und möglicher Wirklichkeit von Schreibbegehrenstexten lässt sich durch die Verschaltung des Schreibbegriffes mit drei antiken Lebensbegriffen systematisieren.

Zoëgraphie und Biographie

Zoë ist ein Relationsbegriff zu dem griechischen Ausdruck *bios*; beides lässt sich im Deutschen mit ‚Leben‘ wiedergeben. Während *zoë* die Tatsache des bloßen Lebens meint, die allen Lebewesen zukommt, wird *bios* gebraucht, wenn von der spezifischen Lebensart und der Lebensform eines Lebewesens oder einer Gattung die Rede ist. *Bios* bezieht sich auf das Leben, insofern es in bestimmten Zusammenhängen und Gefügen existiert. Im *bios* ist das gewohnte Verhalten so wie das Milieu einer Lebensform und ihrer Gesetzmäßigkeiten mitbezeichnet. Weil *bios* den Gedanken von der Spezifizierung und Differenzierung des Lebens enthält, taucht dieser Lebensbegriff in Verbindung mit

Schrift auf: Biographie meint die Verschriftlichung des eigenen oder eines anderen Lebens.

Demgegenüber steht *zoë* als die einfache Tatsache des Lebens selbst – „the mere that of life“⁴⁶. Der Begriff enthält nicht den Gedanken der Differenzierung von Leben und wird deswegen im Griechischen auch nicht dazu verwandt, Leben als Text zu denken. Wenn in dieser Arbeit dennoch von einem Schreiben als *zoë* und von *Zoëgraphie* die Rede ist, dann ist damit ein paradoxer Begriff hergestellt, der die hypothetische Annahme enthält, dass es ein areflexives Schreiben gibt. Diese Annahme dient dazu, zwei utopische Schreibentwürfe von Schreibbegehrenstexten zu erfassen.

Zusammenhänge zwischen den drei Schreibstufen

Die erste Stufe von Schreiben [*écriture brüte*] markiert als primitives Schreiben einerseits einen hypothetischen unteren Limes, von dem aus sich die weiteren Stufen des Schreibbegehrens in einem evolutiven Verständnis fassen lassen, gleichzeitig aber auch einen oberen Limes, insofern in Schreibbegehrenstexten die Idee einer *écriture brüte* poetologisch entwickelt wird.

Die zweite Stufe [*écriture imaginée*], auf der hier ein bloß vorstellendes, unproduktives Schreiben angesetzt wird, wird nur fasslich über den materiellen Text, den das Schreibbegehren als Spur seines Begehrens hinterlässt. Sie verzeichnet damit eine Stellung auf einem offenen Feld, die allein durch den Bezug auf einen kommenden Text kartographiert wird. Dieser kommende, angekündigte Text versichert sich in der *Geste* des schreibenden Subjekts. Das Schreiben auf zweiter Stufe wird dadurch verschoben in Diskurse des Orts und des Körpers des schreibenden Subjekts. Der skripturale wird zum vitalen Diskurs. Insofern die *écriture imaginée* keinen Text produziert, der immanent mit einem Schreibakt zusammenfiel, bildet sie den hypothetischen Gegenpol zur *écriture brüte*, in der Schreibakt und Schrift vollständig zusammenfallen.

Die dritte Stufe des Schreibens [*écrit du désir*] manifestiert sich einerseits im Schreibbegehrenstext selbst (*écrit* im metaphorischen Sinn von *écriture*), andererseits ist sie dieser selbst (*écrit* im materiellen Sinn von Text). Mit *écrit du désir* ist in dieser Arbeit zunächst ein konkreter, materialer Text gemeint, von dem aus ein sich der Verschriftlichung entziehendes Schreibbegehren

⁴⁶ William James. *A pluralistic universe*. New York: 1909, 109/113. Repr. Cambridge/Massachusetts/London: Harvard University Press, 1977, 127f., 131f.

phänomenologisch erfasst werden soll. Der *écrit du désir* unternimmt unentwegt die Sabotage seiner selbst, indem er die eigene Identität mit Strategien wie konjunktivischem, trauerndem oder prophetischem Sprechen zurückweist.

dynamis und *energeia* des Schreibens

Es gibt eine Entsprechung zwischen dem ontologischen Status von Schreibbegehrenstexten und dem Aristotelischen Sein in Potenz [*dynamis*], das dem Sein im Akt [*energeia*] entgegengesetzt ist. Die beiden Begriffe von Akt und Potenz beziehen sich auf das Tätigsein. Wenn man davon ausgeht, dass sich im Schreibbegehrenstext ein vorliegendes potenzielles Schreiben nicht vollständig vollzogen hat, aber in Form eines Vermögens vorliegt, lässt sich das Schreiben der Schreibbegehrenstexte mit den Aristotelischen Begriffen ausloten.

Im Unterschied zu einem narrativ geschlossenen Text, der seine eigene Seinsebene bestimmt, stellt sich die ontologische Ebene des Schreibbegehrenstextes als noch zu bestimmende dar. Damit eignet dem Schreibbegehrenstext das Vermögen zur Bestimmbarkeit eines Seienden (in der Scholastik: *potentia activa*), also zu dessen grundlegender Veränderung und Gestaltung. Im Anschluss an diesen dynamischen Lebensbegriff kann ein Schreibbegehrenstext anstatt als Fall von Scheitern als Fall von *potenzieller Poiesis* gelesen werden.

II. Begehren

Vom Textbegriff zum Lebensbegriff

Die Auseinandersetzung mit dem Begriff ‚Begehren‘ findet wesentlich auf zwei Feldern statt: zum einen auf dem Feld der Philosophie als philosophische Analyse psychischer Strukturen, zum anderen auf dem Feld der Psychoanalyse als Analyse sprachlicher Strukturen. Der Begehrensdiskurs situiert sich daher in einem Hybridbereich, wo einerseits die Philosophie sich mit psychischen Phänomenen auseinandersetzt und andererseits die Psychoanalyse über die existenzielle Verfassung menschlichen Daseins aussagt. Der Bereich, den der Begehrensdiskurs eröffnet, entgrenzt die Disziplinen und steht insofern in einem Kongruenzverhältnis zur Literatur.

Im Zuge des *linguistic turn* ist der Begehrensbegriff über die Arbeiten des Psychoanalytikers Jaques Lacan für die strukturelle Analyse literarischer Texte entdeckt und inventarisiert worden. Die vorliegende Arbeit wird auf diejenigen Begriffspersonen zurückkommen, die für den sprachphilosophischen Entwurf von Lacans *désir* entscheidend waren. Damit soll ein Begehrensbegriff ausdifferenziert werden, der sowohl für Texte funktioniert als auch fähig ist, an der Stelle zu bestehen, wo das Schreibbegehren keinen materiellen Text produziert. An dieser Stelle wird die Arbeit von einem Textbegriff zu einem Begriff des Lebens kommen.

Daimonische Struktur des Begehrens

Im Gegensatz zum animalischen Trieb manifestiert sich das Begehren immer auf einer Bewusstseinssebene, mag diese sich auch graduell zum Unbewussten hin verschieben. Die wesentliche Eigenschaft des Begehrens besteht darin, auf die eine oder andere Weise zu sprechen. Während der Trieb stumm ist, weil er auf unmittelbare Befriedigung drängt, umkreist das Begehren sein Objekt in der Sprache, ohne es jedoch zu erreichen.

Das Begehren des Subjekts geht auf ein Unausprechliches, es entwirft sein Objekt, indem es sich selbst interpretiert. Diese Reflexion findet kein Ende, weil sich im Deutungsprozess das Begehrensobjekt immer wieder verschiebt. In dieser Kluft zwischen Reflexivität und Nicht-Wissen eröffnet sich das aporetische Spielfeld des Begehrens.

Diese Arbeit interessiert sich für das strukturelle Nicht-Wissen des Begehrens gegenüber seinem Projekt. Derjenige, der begehrt zu schreiben, befindet sich fortwährend im Zustand einer gewissen Impotenz gegenüber dem eigenen Begehren: Er schreibt zwar – aber nicht, was er begehrt. Er begehrt zwar – aber um sein Begehren schreiben zu können, müsste er es kennen. Im Zuge der Darstellung der antagonistischen, *daimonischen Struktur* des Begehrens kann die vermeintliche Impotenz des Begehrens als seine wesentliche Potenz gelesen werden.

Schreibbegehren und Willensfreiheit

Das Begehren wird im *Moment der Entscheidung* aus der Schwebelage gebracht. Die Entscheidung, zu schreiben, verleiht dem freien Willen Ausdruck, insofern diese die Wahl einer Tätigkeit bedeutet, die genausogut hätte unterlassen werden können. Nur in einer solchen Wahl zeigt sich, philosophisch betrachtet, der absolut freiheitliche Gebrauch menschlichen Dezisionsvermögens.⁴⁷

Der Gebrauch des freien Willens ist ein Akt der Persönlichkeitskonstitution. Über das Moment der Entscheidung zum Schreiben knüpft das Schreibbegehren an einen ethischen Diskurs an. Texte, die sich als Schreibbegehrenstexte lesen lassen, verfolgen mit der Selbstreflexion ihres Schreibens zugleich die Frage nach einer möglichen und wählenswerten Existenz.

Begriffspersonen

Den Begehrensbegriff dieser Arbeit prägen fünf Begriffspersonen: (i) Platon, (ii) Aristoteles, (iii) Hegel, (iv) Heidegger und (v) Lacan.

(i) Platon

Platon meint mit Begehren, *Eros*, sowohl das Streben nach Liebe als auch dessen mythologische Personifikation. Der mythologische Eros steht zwischen den antagonistischen Polen von Mangel und Überfluss und äußert sich als Bewegungsprozess zwischen diesen Polen. Eros strebt nach dem, was ihm fehlt, und will abgeben, was er im Überfluss hat. Wegen seiner dynamischen Struktur wird Eros im *Symposion* als Daimon definiert; ein Wesen, das weder

⁴⁷ Vgl. *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Im Weiteren: HWDPh. Hg. v. Joachim Ritter, Karlfried Gründer u. Gottfried Gabriel. Basel: Schwabe AG, 2004, Bd. 12, Schlagwort ‚Wille‘, 763-795.

der menschlichen noch der göttlichen Sphäre angehört, sondern die Rolle eines Boten zwischen beiden Bereichen spielt. Innerhalb der Bildlichkeit dieser Definition wird Eros allegorisch an die Idee von Poiesis angeschlossen. Als grenzüberschreitende Kraft bewirkt und befördert Eros die Produktion von bedeutungstragenden Elementen. Begehren entwirft sich in den Platonischen Texten insofern als hermeneutischer Prozess.

(ii) Aristoteles

Im Gegensatz zu Platon rekurriert Aristoteles nicht auf den Mythos, um mit den Aporien des Begehrens umzugehen. Im Rahmen der Organisation seiner an einem dynamischen Prinzip orientierten Seinslehre meint Begehren eine Bewegungspotenz, die das spezifische Wesensziel einer Seinsgattung zu verwirklichen vermag. Insofern bedeutet Begehren eine potenzielle Bewegung zum wesenseigenen Sein hin. Menschliches Strebevermögen wird bei Aristoteles jenseits der Idee von Mangel gedacht, die den Platonischen Eros kennzeichnet. Die daimonische Anlage des Begehrens zerfällt bei Aristoteles nicht wie bei Platon in ein hybrides Zwei-Sphären-System, welches den dialektischen Raum für sich verschiebende Pole eröffnet. Mit Aristoteles verweisen die Aporien des Begehrens auf dessen inhärente potenzielle Entfaltungskraft, die er in den Vergleich des *nous* mit einer Schreibtafel, auf der noch nichts geschrieben steht, überträgt. So wird die Nicht-Potenz des Schreibbegehrens als *Schreiben in Potenz* lesbar.

(iii) Hegel

Hegel spricht nicht von Begehren, sondern von *Begierde*, wenn es um das Strebevermögen von Lebewesen geht. Er meint damit sowohl den animalischen Appetit in den Ernährungs- und Reproduktionsprozessen aller Lebewesen als auch dessen begriffliche Variante der *Begierde nach Anerkennung*.

Bei Hegel kann eine Akzentverschiebung in der Konzeption von Begierde innerhalb des Werkes beobachtet werden. Während die frühen Arbeiten körperlich-konkrete Aspekte von Begierde in den Blick nehmen, wird in der *Phänomenologie des Geistes* vom Körper abstrahiert. Begierde wird als Erkenntnisprojekt im Herr-und-Knecht-Kapitel inszeniert. Im Kampf um Anerkennung der Begierde stehen sich zwei Selbstbewusstseine gegenüber. Damit ist Begierde nicht länger der Schauplatz bloß animalischer oder vegetativer Dynamiken, sondern der Schauplatz von Bewusstseins- und Selbstkonstitution.

Wenn die vorliegende Arbeit sich in ihrem Begehrensbegriff auf Hegel bezieht, so vor allem im Hinblick auf die existenzielle Dimension der Hegelschen Begierde und die existenziale Verbindung mit der Idee der *Arbeit*. Schreibbegehren kann mit Hegel als Arbeit im Sinne einer Konstitution von Selbstbewusstsein in begrifflichen Schaffensprozessen gelesen werden.

(iv) Heidegger

Weder Begehren noch Begierde sind Termini, die Heidegger gebraucht, sie finden sich aber implizit in seiner Ausdifferenzierung zweier Seinsmodi menschlichen Daseins. Im seinsvergessenen *In-der-Welt-sein* des *Man* äußert sich die animalisch-triebhaftige Begierde des Menschen, während der selbstreflexive Zug des Begehrens im Modus der *Sorge* aufscheint, in dem sich ein Individuum auf seine individuellen Seinsmöglichkeiten hin entwirft. Diese zwei Seinsformen äußern sich in zwei Weisen, zu sprechen. Die *uneigentliche* Seinsform spricht als *Gerede*. Die andere Seinsform, bei der das Subjekt sich in seiner Eigentlichkeit erkennt, geht auf das Verstummen hin. Im Bewusstsein der Möglichkeit des eigenen Todes verliert das Subjekt jegliche allgemeine Seinsweise und damit auch seine allgemeine Sprache. Schweigen ist der singuläre Ausdruck eines radikalen Seinsentwurfs.

Heidegger arbeitet dabei einen Gedanken aus, der bei Hegel schon angelegt ist: Insofern menschliches Begehren nach Anerkennung trachtet und insofern Selbstbewusstsein nur als Akt der Sprachwerdung denkbar ist, schließt Begehren immer auch die sprachliche Äußerung dieses singulären Selbstbewusstseins mit ein. Heidegger eröffnet für die Bestimmung des Schreibbegehrens die Idee einer Praxis – Heideggers *Sorge* –, mit der das Subjekt der Aporie eines sprachlichen und zugleich radikal eigenen Daseinsentwurfs entkommen kann. Begehren im Sinne Heideggerscher *Sorge* entfaltet im Idealfall ein aktuelles Selbstgewissen des Subjektes, das sein Analogon in den skripturalen Selbsttechniken der Schreibbegehrenstexte hat.

(v) Lacan

Mit den sprachphilosophisch orientierten Schriften des Psychoanalytikers Jacques Lacan wird erstmals ein konsistentes System entworfen, das explizit Begehren, die Produktion von Texten und die Konstitution bzw. Dekonstruktion des Subjekts im Zuge seines eigenen textproduzierenden Begehrens miteinander in Beziehung setzt. Lacans strukturalistischer Entwurf des Begehrens, *désir*, erfolgt in Auseinandersetzung mit dem Werk und der Terminologie